

Literatur des Auslandes.

N^o 75.

Berlin, Freitag den 22. Juni

1838.

Italien.

Buchhandel und Verlagsrechte in Italien.

Zweiter Artikel.*)

Bei den in unserem ersten Artikel (Nr. 69 des Magazins) von uns dargelegten Uebelständen wird es gewiß nicht wenig Wunder nehmen, daß gerade in Neapel sich Stimmen erhoben zu Unterstützung derer, welche meinen, es sey besser, den Schriftstellern und Verlegern weder ein Sortiments-Privilegium, noch Eigenthumsrecht zuzugestehen. „Handelsfreiheit! (so rufen die Einen). Das beste Gesetz ist dasjenige, welches gar kein Gesetz auflegt; wie in allem Andern, so auch im Buchhandel nur keinen Zwang, und er wird gedeihen!“ — „Aufklärung! (lassen die Andern sich vernehmen). Also nichts von Privilegien, noch Gränz-Zoll. Kaum ist ein gutes Buch ins Publikum gekommen, so soll es auch schon hundertfach vervielfältigt seyn.“ — „Wohlfahrt! (ist ein drittes Feldgeschrei). Denn bewilligt man dem Autor ein Privilegium, so giebt man ihm ja die Macht, den Preis seines Buches unerschwinglich hoch zu halten und somit das Publikum geradezu zu betrügen!“

Freiheit! Licht! Billigkeit! O, der süßtonenden Klänge voll schmeichlerisch lockender Lieblichkeit — aber auch nur zu oft mißverstanden von den Unklugen, oder mißbraucht von den Allzu-Klugen! Wahrlich, keine Kunst ist geschickter, ein Wort in Verberuf zu bringen, als die Veränderung des ihm untergelegten Begriffs — kein Trugschluss täuschender, als die Bemantelung kläglichlicher Thatfachen mittelst ehrenfest klingender Namen!

Zuerst also: Handelsfreiheit! Nun will ich hier zwar keinesweges die alte Frage wieder aufs Tapet bringen: ob die den Erfindern irgend eines nützlichen Dinges verliehenen Privilegien überhaupt erprießlich — sondern gebe nur das zu bedenken, daß sie gerade bei den am weitesten vorgeschrittenen Völkern am meisten Sitte geworden; daß auch England, wo jede Art von Betriebsamkeit doch wohl zum höchsten Gipfel gediehen, dem Erfinder seine Entdeckung noch immer durch Privilegien schützt. Auch will ich nicht etwa behaupten, daß Watt, Fulton und Richard Carnwright die Dampfböde, die Wunderwerke Birmingham und die Baumwollspinn-Maschinen gar nicht erfunden haben würden, wenn sie die Aussicht, mittelst privilegirter Fabriken davon Nutzen zu ziehen, nicht vor sich gehabt hätten — doch bin und bleibe ich der Meinung, daß es einer Gesellschaft zur Ehre gereichen muß, den Urheber einer nützlichen Erfindung zu belohnen, und zwar in der schicklichsten Weise, d. h. vermöge Sicherstellung des unverkäuerten Genusses der Früchte seines Fleißes. In unserem Falle indes nimmt die Frage eine andere Beschaffenheit an; hier handelt es sich nicht mehr um etwas Materielles, sondern um geistiges Verdienst — nicht darum, ob Hans oder Kunz ein Buch verkaufen dürfe, sondern darum, ob der Verfasser desselben ein Eigenthumsrecht daran habe. Möge man doch immerhin glauben, daß Jeder, der den Zucker eben so zu raffinieren versteht, wie derjenige, welcher seine Bereitung zuerst bei uns eingeführt, auch das Recht habe, zu raffinieren — in der Bücher-Manufaktur kommt ein anderes, ein absolut unberechenbares Element in Betracht: das Verdienst der Arbeit nämlich, an welches ein bloßer Buchhändler oder Verleger niemals auch nur ein Titeltchen von Anrecht haben kann. Sonst würde ja die Freiheit, nach der man so stürmisch verlangt, mit gleichem Rechte z. B. auch in Bezug auf das Münz-Regal gefordert werden können, sobald es Diesem oder Jenem gelungen, den Stempel und die übrigen Requisiten der Münze genau und vollständig nachzubilden — oder auch in Bezug auf Wechsel und Banknoten, sobald Jemand die Zeichnung getreu nachzumachen verstände.

Immerhin verweigert das Privilegium einem Jacquard, der das wunderbare Problem, die gesponnenen Fäden der Kette zusammenzuknüpfen, löste und die Webestühle erfand, denen Lyon seine Reichthümer zu danken hat; immerhin läßt ihn im Elende darben — was thut's? Vernachlässigung und bittere Armut waren ja von jeher die unbestrittenen Intestat-Erbtheile der besten Köpfe. Aber, zum Henker! wenn Du Dir Deinen Webstuhl selber zusammengesetzt hast und, ohne von dessen Bau nur das Geringste zu begreifen, ein Anderer ihn benutzt, um dieselben

Gewebe zu fertigen und viel billiger zu verkaufen, indem er weder die Mühe der Erfindung, noch die Kosten der Herstellung des Webstuhls gehabt — wirst Du den einen Gaudieb nennen, oder nicht, he? Nun, bei meinen Büchern ist mein Kopf mein Webstuhl. Und ist das Freiheit, wenn ein Anderer die Erzeugnisse dieses meines Webstuhles zu seinem Nutzen verwenden darf, ohne auch nur die entferntesten verdienten Ansprüche darauf zu haben?

Noch ein Beispiel: Du bestellst Dein Feld und baust auf demselben Hirse. Ich aber bilde mir ein, das Publikum werde besser daran seyn, wenn Dein Feld mit Weizen angejäet würde. Gedacht, gethan: ich wirthschafte nach meinem Sinne; denn dies, meine ich, gestattet unsere Freiheit, fordert unser Gemeinwohl. Ein allertliebtes Raisonnement, nicht wahr? Oder wäre es ein besseres, wenn Jemand zu Dir sagte: Du hast mir den Weizen von Deinem Acker verkauft; mithin hast Du mir auch das Recht, den letzteren zu besäen und mir anzueignen, verkauft —? Worin endlich — das sage man mir doch gefälligst — worin würde dergleichen nun von dem Sage: Du hast die Exemplare Deines Werkes an das Publikum verkauft; mithin hat das Publikum auch das Recht, so viele neue dergleichen anzufertigen, als es eben will — sich unterscheiden? Nein, die Freiheit ist ja nicht an sich wünschenswerth, sondern immer nur, sofern sie die Wege zum Guten bahnt und ebnet; denn gewiß wird doch Niemand behaupten, daß man im Namen der Freiheit ein Recht zu beliebigem Raub oder Morde haben könne.

Ich aber sage: Jene angebliche Freiheit hinsichtlich des Bücher-Abdrucks schadet nicht nur den Autoren, sondern eben sowohl auch dem Publikum, und hemmt den Vertrieb, anstatt ihn zu fördern. In Betreff des Autors haben wir es bereits dargethan und bedürfte es daher eigentlich wohl keiner weiteren Erörterungen; denn, will man nun einmal des Schriftstellers Geistesgaben durchaus für nichts gelten lassen, für nichts seine mühseligen Studien bis in die Nacht hinein, für nichts seine herben Kämpfe mit sich selber und mit Andern, für nichts die Bitterkeiten, womit der Pöbel das Leben dessen vergällt, der es gewagt, weder faul noch rucklos zu seyn — so hat der Autor ja doch auch alle die Kosten bestreiten müssen, die das Studium zur Vorbereitung für sein Werk verlangt, also Geld, hört Ihr's, Ihr Gewinnsüchtigen und Ihr splitterrichtenden Kleinigkeitsträger! ein baares Kapital hat er dazu anlegen müssen, und um dieses sammt seinen Zinsen wollt Ihr ihn bringen? Wie oft ist nicht der Ankauf der theuersten Werke unumgänglich nothwendig zur Vollendung einer neuen Arbeit; und auch die selbstständigen Erfindungen aus eigener Einbildungskraft können nur selten dergleichen Hilfsmittel gänzlich entbehren, wenn sie selber einigen Werth in Anspruch nehmen wollen. Ein Werk sollte z. B. mit Original-Zeichnungen ausgestattet werden; der Herausgeber schickte deshalb, wie Litta, die Künstler durch ganz Italien, oder, wie der König von Sardinien, durch ganz Europa, oder, wie der Großherzog von Toskana, bis nach Aegypten. Kaum aber ist das Werk erschienen, so hat der Erste der Beste nichts eiliger zu thun, als Blatt für Blatt kopiren und dann es für den vierten Theil der vom Urheber daran gewendeten Auslagen in aller Welt ausbieten zu lassen. „Nun, so hat es das Publikum aber doch billiger.“ Soll diese Spitzbüberei also etwa Förderung des Handels heißen?

Gesetzt, ein Lord Valentia zeichnet auf seinen Reisen durch Indien die dortigen staunenswerthen Denkmale und verwendet darauf die erforderlichen Summen mit Vergnügen, indem er berechnen kann, daß, wenn er nach seiner Rückkehr die Sachen zu Hause abdrucken und verkaufen läßt, die ersten tausend Exemplare ihm Alles wieder einbringen müssen. Nun geht auch ein Italiäner dorthin. Dieser möchte es wohl gern eben so machen, bedenkt aber noch zu rechter Zeit, daß, sobald das erste Exemplar seines Werks erschienen, die ganze Ausgabe sofort auch nachgedruckt und somit nicht nur seine Mühe und Arbeit umsonst verwendet, sondern auch für sein an Druckkosten ausgegebenes Geld nur Aerger zu ärnden seyn würde; ergo läßt er die Sache lieber ganz, und das Italiänische Publikum hat ein Prachtwerk weniger. Für welchen Preis dasselbe von England her ihm zu Gebote stehen wird, läßt schon nach dem Frühergesagten mit ziemlicher Genauigkeit sich ermessen.

Ferner: Mascagni fährt seine prachtvollen anatomischen Tafeln für sein gutes Geld aus; mitten in der Arbeit indes ruft

*) Von Cesare Cantù.